

Zeitschrift:	Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber:	Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band:	151 (2024)
Artikel:	Chorlandschaft im Umbruch : drei Generationen, drei Ausserrhoder Kantonaldirigenten. Ein Gespräch mit Jürg Surber, Kathrin Pfändler Kehl und Lukas Bolt
Autor:	Surber, Peter
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1055109

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Chorlandschaft im Umbruch

Drei Generationen, drei Ausserrhoder Kantonaldirigenten: ein Gespräch mit Jürg Surber, Kathrin Pfändler Kehl und Lukas Bolt

INTERVIEW: PETER SURBER

Um mit einer spielerischen Frage anzufangen: Wie klingt und singt das Appenzellerland? Welche Assoziationen tauchen bei euch aus der Erfahrung als Kantonaldirigentin oder Kantonaldirigent spontan auf?

Lukas Bolt: Es ist ein doppeltes Bild. Auf der einen Seite ist die Tradition stark, mit Zäuerli, Streichmusik, die ganze Überlieferung, die auch mich selbst mit der Region verbindet und die ich sehr schön finde. Und auf der anderen Seite gibt es ein breites Feld von Musikerinnen und Musikern, die experimentieren, improvisieren, ausprobieren.

Kathrin Pfändler Kehl: Im Rückblick auf meine Zeit als Kantonaldirigentin klingt das Appenzellerland eher eng. Es gab wenig Möglichkeiten zur Veränderung. Das kantonale Gesangsfest in Appenzell im Jahr 2011 ist ein Beispiel dafür. Da hatten wir vom Chorverband keine Freiheit, gewisse Dinge neu zu gestalten, etwa den Schlussakt. Sondern das OK setzte die Regeln, was sein durfte und was nicht, zumal in der Kirche – aber am Schluss haben sich die Herren überschwänglich dafür bedankt, wie schön es war. Dazu kam, dass ich als Frau, und erst noch aus dem Kanton Zürich, einen schweren Stand hatte, ein «fremder Fötz» war. Inhaltliche Auseinandersetzungen gab es auch zwei Jahre später, 2013 um das Festspiel in Hundwil. Dieser Eindruck von Enge bleibt mir stark in Erinnerung.

Jürg Surber: Die Zäuerli: Die kommen mir auf die Frage nach dem speziellen Klang des Appenzellerlands als erstes in den Sinn. Und das Liedgut, das noch lebendig ist, obwohl es aus einer anderen Zeit stammt. Ich frage mich: Wie wird das in sagen wir 50 Jahren sein? Werden diese Lieder dannzumal noch gesungen? Jetzt ist eine Generation aktiv, die die Volkslieder in der Schule noch gelernt hat. Aber die Generation tritt nach und nach ab. Der traditionelle Teil ist aber nur die eine Seite. Das Appenzellerland klingt auf eine unglaublich vielfältige Art und Weise. Lukas hat die experimentelle Musik angesprochen, aber auch die Klassik gehört dazu. Diese Vielfalt macht unsere Region musikalisch so lebendig. Für mich herrscht keine Enge, sondern viel Freiheit.

Jürg Surber: «Der traditionelle Teil ist nur die eine Seite. Das Appenzellerland klingt auf eine unglaublich vielfältige Art und Weise.»



Jürg Surber

Was tut überhaupt ein Kantonaldirigent, eine Kantonaldirigentin? Früher war die Antwort vermutlich einfach: Er dirigiert an der Landsgemeinde das Landsgemeindelied ... Was ist heute eure Funktion? Und inwiefern habt ihr Einfluss auf die Entwicklung der Chöre?

J.S.: Als Kantonaldirigent ist man erstmal Präsident der Musikkommission und im Vorstand des Kantonalverbands verantwortlich für kantonsweite sängerische Aktivitäten. Also eine Art musikalische Instanz, wie in anderen Kantonen auch, das ist keine appenzellische Spezialität. Zu meiner Zeit war der jährliche Singsamstag wichtig, daneben geht es um Weiterbildungen, man nimmt an der Konferenz der Chordirigentinnen und -dirigenten teil. Und an den Gesangsfesten ist der Kantonaldirigent für alle musikalischen Belange und den Kontakt zu den Expertinnen und Experten zuständig. Ein Schwerpunkt war für mich 1999 das 175-Jahr-Jubiläum des Chorverbands in Gais mit der Kantate «Es goht nütz öbers Singe». An diesen und anderen Anlässen spielt das Landsgemeindelied auch weiterhin eine wichtige Rolle. Es zu dirigieren, ist immer wieder ein besonderer Moment.



Kathrin Pfändler Kehl

L.B.: Ich versuche die Rolle des Kantonaldirigenten so zu erfüllen, wie ich es für sinnvoll erachte und wozu ich Lust habe, ohne mich allzu stark an früheren Rollenbildern zu orientieren. So habe ich jährlich Dirigentenkurse organisiert und oft selbst geleitet. Der von Jürg initiierte und von Kathrin weiter gepflegte Singsamstag hat auch bei mir fortbestanden. Dennoch hat sich die Situation geändert. Einige Chöre haben sich aufgelöst, auch ist es zunehmend schwierig geworden, Leute für Gremien zu finden, bei uns beispielsweise für die Musikkommission. Es muss einfach «laufen», das war unsere Devise, und wenn sich niemand finden liess, habe ich gewisse Arbeiten allein angepackt. Vielleicht kann man schon von einem Umbruch der Chorlandschaft sprechen. In meine Zeit hat natürlich zusätzlich Corona mit hineingespielt, da gab es viele Unsicherheiten und Klärungsbedarf bei den Chören.

K.P.: Das war auch meine Erfahrung, dass es immer schwieriger wird, Freiwillige für Vorstandsarbeiten zu gewinnen, ob im Verband oder bei den Chören. Man singt gerne, aber hat ungern Sitzungen. Und was ich ab und zu erlebt habe, ist, dass ich als

Kathrin Pfändler Kehl:
«Es wird immer schwieriger, Freiwillige für Vorstandsarbeiten zu gewinnen. Man singt gern, aber hat ungern Sitzungen.»



Lukas Bolt

Lukas Bolt: «Ich wehre mich stets dezidiert, wenn einmal mehr vom angeblichen «Chorsterben» die Rede ist.»

Kantonaldirigentin von Chören angefragt wurde, die keinen Dirigenten hatten, entweder selbst einzuspringen oder bei der Suche nach einem Ersatz zu helfen.

Schon 1999 im Rahmen des 175-Jahr-Jubiläums wurde beklagt, der Sängerverband leide unter Nachwuchsproblemen, und viele Chöre seien überaltert. Das liege teils an der Literatur, zum grösseren Teil aber am «zunehmenden Individualismus der jungen Leute», die sich nicht mehr in Vereinen verpflichten wollten, sondern lieber bei Ad-hoc-Projekten mitmachten. Wie ist die Situation 25 Jahre später?

L.B.: Ich wehre mich stets dezidiert, wenn einmal mehr vom angeblichen «Chorsterben» die Rede ist. Was sicher zutrifft für die gesamte Schweiz: Die «Altherrenclubs» funktionieren nicht mehr. Aber wir haben gerade am Jubiläumsfest des Chorverbandes im Juni in Speicher wieder erlebt, wie viele lebendige Chöre es gibt. Besonders freut mich, dass es gelungen ist, die Jugendchöre zu integrieren. Und ich bin begeistert zu sehen, was an Qualität nachkommt. Das Repertoire ist bunt, der Ap-

penzeller Jugendchor singt ein Zäuerli, dann ein finnisches Volkslied, dann ein klassisches Stück ... Alles hat Platz, völlig unverkrampft. Ja, gewisse Chöre gehen ein, aus welchen Gründen auch immer, aber es kommen neue an ihre Stelle.

J.S.: Ich kann das nur bestätigen, auch aus meinen Erfahrungen als Lehrer an der Kantonsschule Trogen: Die Jugendlichen von heute singen gern. Die letzte Viertelstunde einer Lektion wollten meine Klassen stets singen. Und sie machen weiter; im Appenzeller Jugendchor sind vielleicht zwei Drittel ehemalige Kantischülerinnen und -schüler. Ich empfinde insgesamt, dass das Singen einen Boom erlebt, inklusive einer bemerkenswerten Qualitätsentwicklung. Dass eine Konzentration auf weniger Chöre stattfindet, die aber interessante Programme machen: Diese Entwicklung finde ich nur vernünftig.

K.P.: Ich sehe das auch so. Die Männerchöre haben ein Problem, die traditionellen Frauenchöre aber auch. Ihre Mitglieder sind vielleicht etwas weniger alt, aber sie werden ebenfalls älter. Der Knackpunkt ist der Übergang: Was macht ein sangeslustiger Mensch nach der Zeit im Jugendchor? Wo geht es sängerisch weiter, vielleicht auch erst nach der Kinderpause? Die wenigsten werden danach in einen reinen Frauen- oder Männerchor eintreten wollen.

J.S.: Wir im chorwald versuchen es teils mit Projekten, mit einer klaren Ausrichtung und zeitlichen Konzentration, aktuell mit dem Estland-Projekt, das Verbindungen unserer Gesangstradition mit den Sängerfesten im Baltikum nachgeht. Das ist für junge Leute einfacher, als fix in einen Verein einzutreten. Vielleicht ist das eine Perspektive.

L.B.: Es gibt beides. Ich selbst bin weniger der Projekttyp – ich mache gelegentlich Projekte, aber die Perspektive muss nach meiner Überzeugung immer sein: Komm regelmässig! Erst wenn du regelmässig singst, erlebst du die Kraft, die das Singen und besonders das Singen im Chor einem gibt. Und das spüren die Leute auch. Es gibt viele, die den Montagabend im Chor nie hergeben würden, ausser sie liegen mit 40 Grad Fieber im Bett. Regelmässigkeit hat auch ihre Qualität. Wieviel an Strukturen, Statuten etc. es braucht: Darüber lässt sich natürlich diskutieren.

Lukas Bolt: «Es gibt viele, die den Montagabend im Chor nie hergeben würden, ausser sie liegen mit 40 Grad Fieber im Bett.»

Inbegriff der sängerischen Geselligkeit war einst der Männerchor, vom 19. bis weit ins 20. Jahrhundert hinein. Das ist heute vorbei. Liegt es wie schon kritisiert am Repertoire, das nicht mehr zeitgemäß ist, will man nicht mehr «unter sich» sein – oder singen Männer einfach weniger gern und gut?

K.P.: Viele sind nicht wegen des Singens in den Männerchor gegangen, das muss man einfach sehen, sondern wegen dem Jass oder dem Bier danach. Es gibt selbstverständlich auch die anderen Chöre, wo das Singen im Zentrum steht. Zweifellos ist das Repertoire ein Problem. Aber dass Männer weniger gern oder weniger gut singen: Nein. Das würde ich so nicht sagen.

L.B.: Zumindest als Bub hat man es wohl schon schwieriger. Es ist nun mal weniger cool, in einen Chor zu gehen als auf den Tschuttiplatz. Im städtischen Umfeld besteht heute ein ungeheuer vielfältiges Freizeitangebot. Im Neckertal, wo ich aufgewachsen bin, hatten wir schlicht nur die Wahl zwischen dem Turnverein und dem Chor, etwas anderes gab es nicht.

K.P.: Einverstanden. Im 19. Jahrhundert ging man noch nicht tschutten, sondern man hat gesungen oder geturnt. Hinzu kommt der Stimmbruch als ein kritischer Moment bei den Buben.

J.S.: An der Kantonsschule Trogen gehörten allerdings gerade die jungen Männer zu den fanatischsten Sängern. Immer wieder gab es herausragende Sänger in meinen Klassen. Sie waren in der Minderzahl, aber das liegt auch daran, dass die Mittelschule im 21. Jahrhundert generell frauenlastig ist. Die Sozialisierung spielt aber sicher eine Rolle. Der Sport ist eine scharfe Konkurrenz.

Am Sängerfest dieses Jahr in Speicher hat mich eine Sache stark, aber auch seltsam berührt: die Fahnen. Diese Identifikation mit dem Verein, mit seiner Fahne und auch mit dem Verband: Ich kam mir ein bisschen vor wie im 19. Jahrhundert.

K.P.: Ich finde Fahnen grossartig. Für mich sind sie alles andere als überholt. An den Gesangsfesten kann man ihn erleben, diesen Moment, wenn die Fahnen einziehen: Da stehen alle Leute auf. Da geht etwas vor sich. Ich weiss von meinen eigenen Sängerinnen und Sängern, dass die Fahne vielen etwas bedeutet, Frauen wie Männern. Bei meinem Frauenchor war auch immer klar: Unsere Fahne muss gleich gross sein wie jene der Männerchöre!

L.B.: Ja, es passiert etwas bei diesen Fahnen-Auftritten. Aber mir läuft es dabei eher unangenehm kalt den Rücken hinab. Einer Fahne nachzumarschieren, da kommen mir rasch Assoziationen und Erinnerungen ans Militär. Damit hatte ich schon immer meine Mühe. Ich kann aber natürlich akzeptieren, wenn jemand stolz auf die Fahne ist. Da sind wir einfach anders.

Ein Chor ist ja eine Ansammlung von Individuen, von Individualistinnen und Individualisten vielleicht auch. Im Grunde ist dies genau das Gegenteil von Militarismus. Blos müssen all diese Individuen im Chor dann doch alle dasselbe wollen. Hat das nicht etwas Widersprüchliches?

K.P.: Immerhin darf einer etwas mehr den Takt vorgeben als die anderen: der Dirigent ...

J.S.: Tatsächlich hat ein Chor etwas sehr Hierarchisches. Das Orchester ist in dieser Hinsicht noch extremer: hierarchisch und autoritär. Und das musikalische Ergebnis ist immer dann erfreulich, wenn die Leute im Orchester oder im Chor das, was der Mensch vorne will, möglichst präzis umsetzen. Dann entsteht ein Gemeinsames. Es ist eine interessante Frage, wie diese hierarchische Struktur zusammengeht mit dem Individuellen ...

L.B.: ... mit dem Freien, Bewegten, das Chöre ja auszeichnet ...

J.S.: ... genau. Das Geniale am Singen ist nach meiner Überzeugung gerade die Verbindung zwischen diesen zwei Ansprüchen. Auf der einen Seite muss ich das Maximum an Individualität hineingeben, meine Stimme, die mein allerpersönlichstes Instrument ist, und dies erst noch mit Ausdruck, ohne die Stimme zu verstecken. Und gleichzeitig muss ich sie in ein Kollektiv integrieren, damit ein gemeinsamer Klang entsteht. Sich voll hineingeben und voll zurücknehmen: Es gibt nichts Faszinierenderes. Darin liegt vielleicht auch das Potenzial des Chorsingens für die nächsten Jahrzehnte oder Jahrhunderte. Im Militär geht es ja doch ganz anders zu und her.

L.B.: Das ist richtig – aber dennoch kann sich das Positive auch ins Negative drehen. Auch Musik ist zu gewissen Zeiten politisch oder militärisch instrumentalisiert worden. Andererseits sind mir vorhin, beim Stichwort Hierarchie, all die Dirigentinnen und Dirigenten am Gesangsfest wieder in den Sinn gekommen. Da erlebt man, wie unterschiedlich ihr Verständnis ihrer Rolle als Chorleiterin oder Chorleiter ist. Es gibt jene, die den Takt angeben und bei denen kein Ausscheren möglich ist – und es gibt die anderen, die mit dieser Situation spielerisch umgehen und darauf reagieren, was vom Chor kommt.

Wie seid ihr selbst zum Singen und zum Dirigieren gekommen?

K.P.: Mein Vater sang in einem Männerchor, als Solist, und ich bin jeweils am Sonntagmorgen an die Proben mitgegangen. Die Männerchorlieder sind mir schon als Mädchen sehr nahegegangen. Als ich etwa 20 Jahre alt war, war eine Weiterbildung für Sänger ausgeschrieben: «Wer Noten kennt, hat mehr vom Sin-

gen». Ich wollte da hin, es war interessant mit den mehrheitlich älteren Männern. Nach kurzer Zeit bin ich dann von einem Sänger angesprochen worden: «Ihr Vater kann doch gut singen, dann können Sie sicher dirigieren. Wir suchen eine Dirigentin.» Ich war da noch im Obersemi, es war Ende März, im Juni hatte ich meinen ersten Auftritt als Dirigentin am Gesangsfest.

L.B.: Ich bin ebenfalls «familiär belastet». Ich habe einigermaßen anständig Klavier gespielt und Chöre begleitet. Damals hat mich das Singen allerdings etwas zu wenig interessiert, hingegen das Begleiten und die Pädagogik. Etwa Mitte zwanzig habe ich dann, ebenfalls autodidaktisch, als Dirigent angefangen, mit dem stimmmix-Chor.

J.S.: In unserer Familie gab es kein unmittelbar musikalisches Umfeld, aber unsere Mutter hat leidenschaftlich gesungen. So sind wir zuhause, mit ihr und mit den älteren Geschwistern, zum Singen gekommen. Meinen allerersten Chor hatte ich dann nicht in Wald AR, sondern in Wald ZH: Dort gab es jeweils eine Art Weihnachtschor, der einen Dirigenten suchte, mit sieben Proben und dann der Weihnachtsfeier. Die nächste Station war das Hörli-Chörli in Teufen.

Ist Singen gesund?

K.P.: Man sagt ja, auswendig zu lernen fürs Singen sei eine gute Vorbeugung gegen Demenzerkrankungen. Viele glauben daran. Was ohne Zweifel gilt: Singen ist auf jeden Fall eine Gedächtnisschulung.

L.B.: Ich erlebe oft, dass Chorleute nach der Probe zu mir kommen und sagen: Ich musste mich regelrecht überwinden, in die Probe zu kommen. Ich war total kaputt, aber jetzt bin ich wieder voller Energie. Singen tut einfach gut. Es schüttet wohl Glückshormone aus, wenn der Körper schwingt und klingt. Singen ist selbst produzierter Wohlklang, und dies in Gemeinschaft mit anderen, was nochmal eine ganz andere Qualität hat als das Singen für sich allein im stillen Kämmerlein.

J.S.: Um dies aus der Optik des Dirigenten zu ergänzen: Dass einem die Energie nicht ausgeht, wenn man strenge Proben oder ein Konzertwochenende leitet, hat viel mit Resonanz zu tun, physisch und emotional. Das ist mir während der Pandemie wie nie zuvor bewusst geworden. Wir haben im chorwald über Zoom geprobt. Der ganze Chor war stummgeschaltet. Ich habe mich ins Zeug gelegt, aber es kam nichts zurück. Danach war ich richtig erschöpft.

Kathrin Pfändler Kehl:
 «Man sagt ja, auswendig zu lernen fürs Singen sei eine gute Vorbeugung gegen Demenzerkrankungen.»

K.P.: Genauso ist es mir auch ergangen. Ich singe in der Probe vergleichsweise wenig, aber damals in den Zoomproben war man ununterbrochen am Singen, hat dazu Klavier gespielt – das war für mich ebenfalls sehr streng.

Corona war ja ein Einbruch wie kein zweiter für die Chöre. Und genau das, was die Qualität eines Chors ausmacht, nämlich das Zusammenkommen und gemeinsame Tun, war verboten. Alles war tabuisiert. Wie haben eure Chöre das überlebt?

L.B.: Meine Chöre haben die Zeit eigentlich gut überstanden – wohl gerade deshalb, weil wir immer drangeblieben sind. Es gab ein paar Austritte, das waren jene, die gemerkt haben: Das Singen fehlt mir ja gar nicht. Also war es für sie wohl richtig, aufzuhören.

J.S.: Nicht überlebt haben wohl am ehesten jene, die den Probenrhythmus nicht durchgezogen haben. Wer durchhielt, konnte darauf aufbauen. Aber es war schon unglaublich, wie ich es an der Kantonsschule erlebt habe: Als der Schulunterricht wieder erlaubt war, blieb das Singen verboten, weil in einem US-Chor eine Ansteckungswelle ausgebrochen war. Das war das Schlimmste.

L.B.: Und es hatte Folgen. Wir waren politisch nahe dran, dass die Krankenkassen einen Beitrag an Chormitglieder geleistet hätten, so wie sie zahlen, wenn man ins Fitness geht. Dann kam Corona, und plötzlich war Singen das Gefährlichste, was man tun konnte. Seither will keine Krankenkasse mehr zahlen.

Was ist euer sängerischer Wunsch fürs nächste Vierteljahrhundert?

L.B.: Sängervater Johann Heinrich Tobler, der am Jubiläumsfest in Speicher zitiert wurde, hat das Anliegen gut formuliert: Es gibt keinen Fortschritt ohne Veränderung. Das Chorsingen muss im Fluss bleiben. Wir sind uns oft nicht bewusst, dass das, was vor 200 Jahren gesungen wurde, damals neu war. Und zugleich kann es noch immer Gültigkeit haben. Es lohnt sich, das überlieferte Liedgut weiterzupflegen, ob in der Volksmusik oder in der Klassik. Es lohnt sich, zu verstehen, was damals war, und natürlich auch zu sehen, was sich geändert hat, zum Glück geändert hat. Aber das heißt nicht, Traditionen auf einen Sockel oder in eine Vitrine zu stellen, sondern sie weiterzuentwickeln. Das gilt für das Repertoire, aber im Grunde gilt es für alles und für alle, ob Männer-, Frauen- oder Gemischchor. «Conservare» wäre der falsche Weg. Aber zu wissen, was war, ist extrem wichtig.

Nur noch Pop-Rock-Songs zu singen, wäre vermutlich auch nicht zukunftsträchtig für das Chorwesen?

J.S.: Ich habe im Gymnasium oft erlebt, dass es für Jugendliche ein Aha-Erlebnis ist, wenn sie Klassik singen. Sie fahren darauf ab, weil sie merken: Da steckt viel drin, da ist eine andere Klangqualität als das, was ich bisher gehört habe. Viele machen diese Entdeckung im Lauf der Schulzeit, und am Schluss singen sie am liebsten ein Requiem ... Die Vielfalt macht's, und das ist denn auch mein Zukunftswunsch: dass die Vielfalt und Lebendigkeit erhalten bleibt, möglichst gleichwertig oder überhaupt ohne eine Wertung, was «bessere» oder «schlechtere» Musik sei.

K.P.: Für mich wäre noch wichtig, dass das Gemeinsamkeitsgefühl beim Singen, über das wir gesprochen haben, in den Chören so stark ist, dass es auch bei Dirigentenwechseln hält. Ich dirigiere inzwischen seit 43 Jahren Chöre, und es ist immer wieder ein Thema: Wie reagiert der Chor auf eine neue Leitung? Offenheit gegenüber Neuem, musikalisch und menschlich, das wünsche ich mir von den Sängerinnen und Sängern.

Biografien

Jürg Surber, geboren 1957, Studium von Kontrabass, Schulmusik und Dirigieren in Winterthur, Zürich und Luzern. 1990 bis 2022 Leiter der Abteilung Musik der Kantonsschule Trogen und mit Chor und Orchester der Kantonsschule verantwortlich für zahlreiche musikalische und musiktheatralische Projekte. Dirigent des chorwald seit 1995 und des Appenzeller Kammerorchesters seit der Gründung 2007. Von 1999 bis 2008 Kantonaldirigent des Appenzellischen Chorverbands.

Kathrin Pfändler Kehl, geboren 1960, aufgewachsen in Regensdorf ZH, lebt in Tübach. Die ausgebildete Primarlehrerin arbeitet im Asylzentrum mit Integrationscharakter Thurhof in Oberbüren. Dort unterrichtet sie die älteren Schülerinnen und Schüler in Deutsch und Mathematik. Sie leitet den Frauenchor Rorschacherberg, den Appenzeller Panorama-Chor, den Männerchor Gossau und den Aphasikerchor Ostschweiz. Von 2008 bis 2020 Kantonaldirigentin des Appenzellischen Chorverbands.

Lukas Bolt, geboren 1977, aufgewachsen in St. Peterzell, lebt und arbeitet vorwiegend in St. Gallen. Lange im Lehrerberuf tätig, realisierte er berufsbegleitend Studien in Klavier und Komposition und wechselte nach dem späten Masterstudium in Chorleitung an der Zürcher Hochschule der Künste ganz in den Musik-Profibereich. Dazu engagiert er sich in der Geschäftsleitung der Schweizerischen Chorvereinigung als Musikverantwortlicher. Seit 2020 Kantonaldirigent des Appenzellischen Chorverbands.

Jürg Surber: «Ich habe im Gymnasium oft erlebt, dass es für Jugendliche ein Aha-Erlebnis ist, wenn sie Klassik singen. Und am Schluss singen sie am liebsten ein Requiem.»